

II.

Vorbedeutungen.

1. Der Streit der Freunde.

Im Garten, der die Wohnung des Bergdirektors Jansen fast ganz umringte, an der Brust eines Hügels gelegen, mit malerischer Aussicht über die weite Landschaft und deren Wiesen, Ströme, Wälder und Bergschlösser, ging es, wie gewöhnlich, lebhaft zu.

Es war einer der lieblichsten Tage im Frühherbste des Jahres 1839. Zwei junge Knaben jagten sich zwischen den Beeten, und flatterten um einander, gleich spielenden Schmetterlingen. Zwei andere bliesen im Gebüsch, welches seitwärts ein Dreieck bildete, auf Baumblättern gar kunstvoll bekannte Melodien. Am Hause, wo dieses mit dem anstoßenden Flügel einen Winkel bildet, saß, Kühle des Schattens genießend, Madame Jansen, auf grüner Gartenbank, thätig mit dem Strickzeug; neben ihr Lina, ihre elfjährige Tochter; auf der andern Seite ein junges Fräulein, Josepha, welches, eine Tagereise weit her, zum Besuch gekommen war.

Zwei ältliche Herren wandelten indessen, mit einander im Gespräch, den Hauptweg des Gartens, zwischen Buschakazien und hochstämmigen Rosen, auf und ab. Einer derselben war der Bergdirektor; der Andere, ein alter Freund und Nachbar, Professor

Grübelich, hager, gekrümmt, mit scharfen, eckigten Gesichtszügen; übrigens ein grundgelehrter Herr im Arabischen, Griechischen und Lateinischen. Auch hatte er die Bücherwelt schon mit einem Band seiner Poesien bereichert, die freilich etwas farblos an die verblichenen Vorbilder eines Gottsched und Lohenstein mahnten. Ueberhaupt war der gute Mann ein treuer Freund alter Sitte und Kunst. Das verrieth schon von Kopf zu Fuß an ihm der großväterlich-steife Zuschnitt seiner Bekleidung. Auch fehlte nicht im Nacken ein zwar kurzer, doch lebhaft spielender Zopf.

„Halt!“ rief er und blieb plötzlich stehen: „Ich ertappe Sie auf Widerspruch mit sich selber. Einerseits anerkennen Sie also das Faktum, die wunderbare Sehergabe der Mondsüchtigen und Somnambülen, oder mancher Sterbenden kurz vor ihrer Auflösung; die unerwartete Erfüllung mancher Ahnungen und Träume; ja, aus Ihrer eigenen Erfahrung, das richtige Gefühl rhabdomantischer Naturen von verborgenen Metallen und Wassern. Anderseits verdächtigen Sie mir die Möglichkeit von allen Geistererscheinungen; die Orakel Griechenlands, die Auspizien der Römer, die unzweifelhaft eingetroffenen Weissagungen der Propheten des alten und neuen Testaments. Sie widersprechen nicht mir allein, sondern sich selbst; atque ergo — — —!“

„Lieber Freund,“ erwiderte Herr Jansen: „wenn ich einzelne Thatfachen, die ich nicht erklären kann, nicht weglängnen darf, bin ich hoffentlich deshalb keineswegs verpflichtet, Alles, was ich nicht verstehe, zu glauben. Es ist in der Natur allerdings ein geheimnißvoller Zusammenhang der Wesen, eine Verkettung von zum Theil halb, zum Theil ganz unbekannten Kräften, ein ununterbrochenes Band zwischen Vergangenheit und Zukunft vorhanden. Ja, selbst Spinnen, Vögel, Amphibien, Pflanzen, alte Wunden und Gebrechen der Menschen künden Witterungswechsel voraus an. Soll ich aber darum jedem alten Weibe glauben,

welches mir aus den Lineamenten der Hand, oder aus Kaffeesatz, oder mit Kartenschlagen, oder zufälligen Stellen der aufgeschlagenen Bibel erzählt, was mir Gutes und Schlimmes bevorsteht?"

„Festina lenter! nicht zu hastig!“ fiel ihm der Nachbar ins Wort: „Sie werfen mir da wieder Kraut und Unkraut bunt durcheinander. Ich behaupte nur, die menschliche Seele sei mit höhern Kräften vom Schöpfer ausgerüstet, als Thiere und Pflanzen. Wenn diese sich schon durch ihre Fasern und Nerven mit dem, was noch nicht ist, in Verknüpfung fühlen können: — warum vermöchte es nicht eben sowohl die menschliche Seele, vermittelt ihrer vollkommneren Eigenschaften. Sie ist in sich und an sich die ewige, daher mit Vergangnem und Künftigem verwandt und eins. Ja, der Mensch hat die Macht, wenn er tiefes Vertrauen in sein Selbst besitzt, durch festes Wollen mit fester Zuversicht gepaart, sich mit Wesen höherer Art in Verbindung zu setzen, und auch wohl der Zukunft auf seine Frage eine Antwort abzuwingen.“

„Ich wünsche Glück dazu!“ versetzte der Bergdirektor mit schelmischem Lächeln: „Ohne Zweifel haben Sie die verschwiegene Zukunft schon manchmal zum Ausplaudern verführt und Visionen gehabt?“

„Welche Frage!“ rief Herr Grübelich und warf den Zopf von der Schulter zurück, wo er sich zwischen dem Halstuch verkrochen hatte: „Sie selber, oder vielmehr Ihr Sohn Gottfried, und seine Vision in München, die richtig in Erfüllung ging, — Sie müssen mir noch die seltsame Geschichte ausführlich erzählen; ich habe davon nur verworrenes Zeug vernommen. Also, folglich — — — was wollt' ich eigentlich sagen? — Genug! so gewiß uns die Zukunft unaufgefordert oft Ereignisse ankündet, die noch geschehen werden und dann erfolgen; eben so gewiß kann das, was wir mit Seelenernst als Vorbedeutung erkennen, erfüllt werden!“

„Kann!“ entgegnete sein Widersprecher: „Können zeigt nur

auf Mögliches, aber nicht auf Gewißheit hin. Freund, die Lust am Uebernatürlichen schnappt oft ins Unnatürliche über. Vieles ist möglich, vieles nicht. An Möglichkeiten so zuverlässig, wie an Gewisheiten zu glauben, dazu gehört Uebergläubigkeit, die man besser deutsch Aftergläubigkeit nennt."

"Sie sind, und das ist keine Aftergläubigkeit," murmelte der Professor ein wenig verdrossen: „Sie sind mit Haut und Haar ein Verfechter des heut modischen Unglaubens, dem profane und biblische Geschichte nichts mehr gelten. Zu allen Zeiten und in allen Völkern herrschte von jeher Glaube an Vorbedeutungen, und man sah sich von ihm selten getäuscht. Von Cain und Abel an, die im aufsteigenden Rauch der Opfer erfahen, wer dem Jehova der angenehmste war, könnt' ich Ihnen eine lange Reihe der geistreichsten Männer, bis auf Napoleon, nennen, die meiner Ansicht waren; wollen Sie sie allesammt Abergläubige heißen?"

"Warum nicht?" antwortete Herr Jansen: „Zum Geistesreichthum gehört auch Reichthum lebendiger Phantasie, die ins Dunkel künftiger Zeiten mit hüpfenden Irlichtern hineinleuchtet. Aber, lieber, guter Professor," setzte er rasch hinzu, und nahm freundlich schüttelnd die Hand des Gelehrten, als wär' er seiner Worte gereuig: „Machen wir Friede! denn

Ihr seid Dichter, ich bin nur Reimer,
Ihr kein Zweifler und ich kein Träumer;
Wenn Blinder den Tauben von Farben belehrt,
Wird viel salbadert und Keiner befehrt,
Weil der Eine nicht sieht, was der Andre nicht hört."

Herrn Grübelichs senkrechte Gesichtsfalten krümmten sich zu einer Art Lächelns beim Vernehmen dieser Knittelverse, dergleichen der Bergdirektor, bei guter Laune, gern aus dem Stegreif aufzutischen pflegte.

„Jammersehade, Nachbar, daß Sie Bergmann geworden sind. Sie übertreffen Hans Sachs, den Meister der Meistersänger, der Riemen und Reimen mit gleicher Gewandtheit schnitt. Was aber den verlangten Frieden betrifft, kann ich nur Waffenstillstand gewähren. Sie sind der hartnäckigste Thomas, und haben mich fast zu hartfäustig angegriffen.“

„Glaube und Unglaube haben beide ihren Fanatismus,“ meinte der Bergdirektor mit entschuldigendem Achselzucken, indem er seinen Gast zu einer Winkelbank, unter überhängendem Laubgewölbe von latarischen Lonizeren und Philadelphengebüschen führte: „Setzen wir uns hier im Schatten zum runden Tischchen.“

2. Eine Vision.

„Ich bin's zufrieden,“ sagte der Professor, indem er sich bedächtig niederließ: „Aber, nicht zu vergessen, Sie sind mir noch die mysteriösen Geschichten schuldig geblieben, die Ihr Sohn in München erlebt haben soll. Erzählen Sie mir.“

„Es ist bald erzählt!“ versetzte der Direktor. „Nur fürcht' ich,“ fügt' er mit satyrischem Lächeln hinzu: „Ihr Wunderglauben erhält damit frische Stützen, oder gar Waffen wider mich selbst. Denn offen gestanden, weiß ich nicht, was von der ganzen Sache halten? Ich würde sie für ein Ammenmärchen nehmen, wenn sie mir ein Anderer erzählte; und doch darf ich sie nicht läugnen, weil ich dabei gewissermaßen die Rolle einer handelnden Person spielen mußte.“

„Gut! vortrefflich!“ rief Herr Grübelich; „Es freut mich Ihetwillen. So treibt Erfahrung immer den Kobold des Zweifels am kräftigsten aus, und das Schicksal schleppt den verstocktesten Unglauben endlich zu den Füßen des Glaubens hin. Geschwind, lassen Sie das Faktum hören!“

„Wohlan! Vor vier, fünf Jahren etwa war es,“ hob Herr Jansen seinen Bericht an: „ganz recht, im Jahre 1834 war es, daß mein Sohn Gottfried fast tödtlich erkrankte. Sie wissen, er trieb damals seine Studien mit Grabstichel und Pinsel an der Kunst-Akademie zu München. Schon im Begriff, sich von da nach Karlsruhe zu begeben, um auch den Stahlstich zu üben, ward er vom Nervenfieber befallen. Wir hier zu Lande erfuhren erst von der Lebensgefahr, in welcher der arme Bursche lange geschwebt hatte, als sie größtentheils schon vorübergegangen war. Zum Glück hatte er der sorglichsten Pflege genossen. Er wohnte im Hause eines meiner dortigen Freunde, eines sehr angesehenen Staats- und Geschäftsmannes. Einer der vorzüglichsten Aerzte der Residenz behandelte ihn. Auch seine Kameraden und dort studirenden jungen Landsleute verließen ihn nicht.

„Von einem der Lektoren, der ihm der Treueste und Liebste war, vernahm ich später, wie von ihm selber, Folgendes aus seiner Krankheitsgeschichte. Als Gottfried eines Tages in tiefster Fieberglut lag, phantasirte und irreredete, glaubte er in sein Vaterland zurückgekehrt und bei mir zu sein. Er fand mich aber in einer fremden Stadt, und zwar in einem Garten, zwischen vielen Häusern gelegen, die wegen der Menge dicht belaubter, alles verschattender Obstbäume, kaum sichtbar blieben. Dort erblickte er mich seitwärts zur Linken, am Ende eines Nebenweges, wie ich unter der offenen Thür eines Gartenhauses da stand, seiner zu harren und ihn doch nicht zu erkennen schien. Ich hielt ein Buch in der lässig niederhangenden Hand, und war von Kopf zu Fuß schwarz gekleidet. Endlich, wie er näher getreten war, und ich ungewiß blieb, wer er sei, ging ich ihm einige Schritte entgegen, und schloß ihn in meine Arme. Das ist die ganze Geschichte von Gottfrieds Vision. Sie ist nicht des Erzählens werth.“

„Aber noch nicht am Ende!“ rief der Professor, dessen gespannte

Mienen einer Befriedigung seiner Erwartungen entgegenlauerten: „Fahren Sie fort. Sie nennen ja selber den Fiebertraum Vision. Also, wovon war er Vorbedeutung? Was hatte der schwarze Anzug zu sagen; oder das Buch in der Hand?“

„Nichts, überall nichts!“ gab der Erzähler zur Antwort: „Wir hier im Hause wußten damals von seiner Träumerei nichts; und hätten wir sie gewußt, wir würden uns wenig aus ihr gemacht haben. Wie gesagt, wir erfuhren erst spät von seiner Krankheit, als es damit zur Besserung ging; und der erste Brief von seiner eigenen, noch zitternden Hand geschrieben, sprach nur ungeduldige Sehnsucht aus, bald wieder bei uns zu sein. Aber die Genesung machte, wie gewöhnlich, langsame Schritte.“

„Unterdessen war ich von der Regierung zu der Konferenz nach Seestadt geschickt, um im Zwist unserer Nachbarstaaten die Interessen unsers Landes wahrzunehmen. Ich litt schmerzliche Längeweile dabei. Der Sitzungen waren genug, aber die Unterhandlungen gingen trägen Gang.“

„Wie kann man,“ fiel der Professor ein, der gern einen Witz abschob, wenn er ihn zu haben meinte: „wie kann man auch gehen, wenn man sitzt? Das ist ächt diplomatisch.“

„Zum Glück hatt' ich mich bei meinem alten Freunde, dem Obergerichtsrath von Rolle, laut unter uns bestehendem Gastfreundschaftsrecht, einquartiert. Bei ihm und in seiner liebenswürdigen Familie fand ich zum Glück Zerstreuung und Erholung genug, um nicht am Nichtsthun zu sterben. Auch an diplomatischen Dinners und Soupers fehlte es nicht. Als ich eines Tages einem solchen beizuohnen mußte, fühlte ich mich so unwohl, so unbehaglich, daß ich gleich nach aufgehobener Tafel die geräuschvolle Gesellschaft wieder verließ, um mit Freund Rolle einen erquickenden Gang am schönen Seeufer zu thun. Ich ward noch verdrießlicher, als ich diesen nicht zu Hause traf; nahm endlich

ein Bändchen von Lichtenbergs Werken und begab mich damit in seinen Garten. Kaum hatte ich mich hier in einer Laube lesend auf eine Bank hingestreckt, klang mir der sogenannte Buben-Pfiff in die Ohren.“

„Halt!“ unterbrach ihn der aufmerksame Zuhörer. „Das ist bedeutsam! Buben-Pfiff! Ich hab' in meinem Leben nicht davon gehört. Was nennen Sie Buben-Pfiff?“

„Nichts, als ein Signal,“ antwortete der Berichterstatter lachend: „mit welchem meine Söhne, groß und klein, von jeher einander ihre Nähe verkünden. Darum zweifelt' ich nicht, daß einer von ihnen mir die Ehre seines Besuchs gewähren wolle. Ich sprang auf und lauschte in fröhlicher Erwartung umher. Es kam Niemand. Nach einiger Zeit entdeckt' ich einen Fremden, den der Hausknecht, mit ausgestreckter Hand, gegen den Garten wies. Der Unbekannte schlich langsam unter den Bäumen heran, mager, bleich, mit tiefliegenden Augen. Erst in der Nähe erkannt' ich meinen Gottfried. Denken Sie sich mein Erstaunen! Ich flog ihm entgegen. Er fiel kraftlos in meine Arme. „Dir ist nicht wohl, Kind!“ sagt ich zu ihm, als wir uns beide von der ersten Ueberraschung erholt hatten. „O sehr, sehr!“ gab er zur Antwort: „Aber der Garten hier; drüben dort die alte Laube, und du unter der Thür in der nämlichen Stellung und Kleidung mich erwartend. Das ist Alles schon einmal da gewesen. Ich bin nicht mehr im Fieber, und doch in den Träumen. Ich erzähle dir nachher, lieber Vater.“

„Ich führte ihn in mein Zimmer. Zwischen allen Fragen und Antworten, die wir unter einander wechselten, äußerte er immer von neuem seine Verwunderung, mich so angetroffen zu haben, wie er mich schon in den Fieber-Paroxysmen gesehen haben wollte. Ich fürchtete im Ernst schon, sein Verstand sei etwas aus den Fugen gewichen. Aber ein junger Landsmann, der ihn aus Bayern

heimbegleitet, ihn in der Krankheit gepflegt hatte, wiederholte mir folgenden Tages dieselbe Geschichte, wie er sie bei Gottfrieds Irrreden im Fieber und später von dem Genesenden in München, auf dessen ersten Spaziergängen mit ihm, zum Ueberdruß hatte anhören müssen. Denn er hielt Alles für leere Faserei. — Hiezu hat die ganze Historie ein Ende."

Der Professor saß ernst und schweigend da, noch immer mit Augen und Ohren andächtig horchend. Endlich rief er: „Merkwürdig! Und Sie wagen noch den Ungläubigen zu spielen? Ein Traumgesicht, das sich buchstäblich erwahrt hat, und doch zu einer Zeit erschien, da selbst Sie, und noch weniger Ihr Herr Sohn, von einer Seestädter Konferenz und Ihrer Anwesenheit dabei wissen konnten, — können Sie noch zweifeln? Es wohnt unserer Seele eine geheimnißvolle, höhere Macht inne, als wir glauben und wissen. Nicht umsonst sagte der Apostel Paulus schon:

„Unser Wissen ist Stückerk!"

„Eben darum ist," setzte Herr Jansen hinzu:

„Unser Thun und Lassen nur Blickwerk!"

„Amen!" seufzte der glaubensreiche Nachbar: „Eins so wahr, als das Andere! Ich muß Ihren Gottfried selber befragen. Die Sache ist zu wichtig. Sie erwarten also in diesen Tagen seine Ankunft? — Aber, ich bitte, sehen Sie dort die allerliebste Gruppe der zwei jungen Geschöpfe, halb versteckt hinter den Spiräen-Gesträuchen. Was treiben die Mädchen so Heimliches? Wollen wir sie in ihrer Andacht ein wenig belauschen?"

3. Erläuterungen.

Wirklich boten zwei weibliche Gestalten in einiger Ferne dem Auge ein anmuthiges Bild dar. Im Dunkelgrün des Gebüsches

halb sichtbar, standen sie da, verklärt vom Abendgold der Sonne, die sich durch jede Lücke im Regwerk des Laubes lieblosend zu ihnen hinstahl; die Jüngste von beiden, Lina, des Direktors einzige Tochter, gleich in ihrer kindlichen Sommertracht mehr einem zarten Knaben. Denn ihr Gewand bestand in einer flatternden Blouse, unter der Brust vom breiten Gürtel zusammengefaßt, in Pantalons, die bis zu den Knöcheln der kleinen Füße reichten. Ein runder Strohhut bedeckte das Köpfchen, von welchem lange, blonde Locken auf den Spitzenfragen der Achseln niederfielen. Sie hielt ihrer ältern Gespielin schweigend und ernst ein Bündel Grassengel entgegen.

Eben so ernsthaft beschäftigten sich mit diesen Stengeln die Finger der zwanzigjährigen Josepha. Sie trug noch halbe Trauerkleidung um ihren verstorbenen Vater, den Obristen Velito, der in spanischen Kriegsdiensten gelebt hatte, und Herrn Jansens treuer Freund gewesen war. Ihr feiner, schlanker Wuchs, das Edle, fast Stolz ihrer Haltung und Bewegung, selbst ihres Ganges, neben dem Ausdruck der reinsten Seele in den Zügen eines hübschen Gesichts, machten sie unter den Liebenswürdigen ihres Geschlechts noch ausgezeichnet. Jetzt ruhten ihre schwarzen Augen unverwandt auf dem Halmenbündel in der Hand der kleinen Lina. Sie flocht je zwei und zwei Enden der Gräser in einen Knoten zusammen und regelmäßig lispelte sie dazu jedesmal: „Er kommt, — er kommt nicht! Er kommt, er — kommt nicht!“

„Aber er kommt! Sieh nur, er kommt!“ jauchzte Lina am Schlusse des Werks und hüpfte hoch auf.

„Wie? Wo?“ stammelte erschrocken Josepha, und schaute schüchtern nach allen Weltgegenden aus.

„Nein, sieh hieher!“ mahnte die Kleine, die das Halmengebilde leise auseinandergeschüttelt hatte, das nun als ein einziger Ring zusammenhing und nicht zerfallen war.

Behutsam nahm Josepha den lockern Halmenfranz in die Hand, musterte ihn von oben bis unten, warf ihn dann fröhlich um Lina's Hals, küßte diese, drehte sich tanzend um sich selbst und sagte: „Es ist gelungen! Freue dich, er kommt noch heute an. Aber sag' auch Niemandem, daß wir es schon zuverlässig voraus wissen.“

Um das Gespräch der beiden Mädchen zu verstehen, muß man wissen, daß unter den Worten: „Er kommt!“ Niemand anders, als der junge Jansen verstanden war, von dessen Visionen sein Vater eben erzählt hatte. Nach mehrjährigen Reisen, die er zur Vollenbung seiner Kunst durch Deutschland und Frankreich gethan, hatte er Karlsruhe endlich zum bleibenden Aufenthalt gewählt. Doch pflegte er jedes Jahr das Vaterhaus einmal zu besuchen, und dann auch wohl, noch eine Tagreise weiter, die befreundete Familie des Obersten Belito. Gottfried war, nebenbei gesagt, ein eben so leidenschaftlicher Liebhaber der Kriegskunst, als der eigenen mit Pinsel und Grabstichel. So fand er im Hause des Obersten doppelten Genuß. Ihn begeisterten die Erzählungen des vielerfahrenen Offiziers von spanischen Schlachten und Gefechten gegen Napoleon; aber auch nicht weniger die Reize von der schönen Tochter des Erzählers. So war er dort einerseits ganz Ohr, anderseits ganz Auge. Kein Wunder, daß er dann jedesmal nachher ein halbes Jahr lang nur von katalonischen Guerilla's und katalonischen Madonnen träumte. Er aber hütete sich wohl, einer einzigen Seele in der Welt von seinen Träumen zu sagen, selbst Josephen nicht.

Sie hinwieder sagte, nach Mädchenart, auch nichts von den ihrigen. Uebrigens schien sie den jungen Künstler, als den Liebling ihres Vaters, gern zu sehen, wohl gar, wenn auch einsilbig, in dessen Lob einzustimmen. Dies Gernsehen und Loben ward endlich zur bloßen Gewohnheitsache, und, wie es oft zu geschehen pflegt, aus langer Gewohnheit zum Bedürfniß. Das harmlose

Kind wußte sich über dies wunderliche Bedürfniß eigentlich keine Rechenschaft zu geben; auch kümmerte es sich im Grunde wenig darum, woher es gekommen sei?

Da starb der Oberst. Gottfried empfing die Trauerbotschaft mit Schrecken und Schmerz. Allein dieser Schrecken, dieser Schmerz war nicht mit dem zu vergleichen, den er empfand, als ihm seine Aeltern meldeten, die hinterlassene Wittwe habe beschlossen, sich mit ihrer Tochter nach dem südlichen Spanien zurück zu begeben, wo sie die schönern Tage ihres Lebens gelebt habe. Es war für ihn zu viel, seinen militärischen Freund im Grabe, und die Stillvergötterte, in weiter Ferne, jenseits der Pyrenäen wissen zu sollen. In den ersten Augenblicken, aller mannhaften Fassung verlustig, hätte er sogleich aufbrechen, und zu den Verwaiseten hinfliegen mögen. Doch, gebunden durch Arbeiten und eingegangene Verpflichtungen, blieb er in der Karlsruher Werkstätte, und um so ergebener in sein Verhängniß, da Briefe besagten, daß die Uebersiedelung der Wittwe Belito nach Spanien schwerlich früher, als nach Verlauf eines Jahres, werde stattfinden können. Aber sobald er wieder einigermaßen ruhige Haltung gewonnen hatte, offenbarte er seinen Aeltern, wie er litte, in einem Briefe.

„Wohlan denn,“ schrieb er unter Anderm: „so möget Ihr Alles — Alles erfahren, was ich, hätt' ich nur können, mir gern selber weggeläugnet haben würde. Josepha darf nicht nach Spanien. Was sollte aus mir werden? Ihr Schicksal ist mir wichtiger, als mein eigenes. Sie darf nicht! Ihr Andenken hat mich, seit ich sie kenne, wie ein frommer Genius überall begleitet und bewahrt. Schon ehe ich nach Paris ging, stand es fest in mir, Euch zu bekennen, liebe Aeltern, was mir die theure Josepha sei. Aber es sollte erst geschehen, wenn ich es, mit mehr Fug und Recht, in unabhängiger Lage aussprechen dürfe. Ich darf jetzt; und Schrecken und Angst haben mir nun das Geheimste meiner

Geheimnisse entrisßen. Urtheilet über mich. Ich kann nicht anders. Ja, es ist unmöglich, daß sie nach Spanien zurückkehrt. Uebrigens hat sie bis jetzt noch durch keinen Wink, durch kein Wort Vermuthung erhalten, wie unaussprechlich lieb und heilig sie mir ist. Aber ruft sie, ich bitte, in ihrer gegenwärtigen Trostlosigkeit zu Euch, damit sie sich unter andern Umgebungen zerstreue. Lernet sie ganz kennen; prüfet sie, dann urtheilet selber, ob ich nicht das edelste, vortrefflichste Geschöpf unter dem Himmel liebe? — Doch, liebe Aeltern, bewahret den Inhalt dieser Zeilen wie mein und Euer heiligstes Geheimniß, was ich in Angst und Eile verrathen habe, — verrathen mußte; und nur Euch, keinem Sterblichen sonst.“

Herr Zansen und seine Gattin sahen sich, nach der Durchlesung dieses überraschenden Briefes, eine ganze Weile stumm und still mit fragenden Augen an. Einer wollte aus des Andern Mienen lesen und wissen: Was denkst du dazu? — Beide dachten indessen, in Betreff der wichtigen Offenbarung, ganz Verschiedenes, und doch nicht an das, woran Aeltern in solchen Fällen am ersten zu denken pflegen; nicht ob die Parthie anständig genug sei? Ob die Familie Velito durch Rang, Stand und Verhältnisse sich für den Sohn eigne? Ob eine stattliche Mitgift zu hoffen sei? Ob die allfällige Schwiegertochter Vermögen besitze oder von Aeltern und andern Verwandtschaften noch etwas Ansehnliches zu erwarten sei?

Um die Lippen des Bergdirektors zuckte ein leichtes Lächeln, indem er sagte: „Da haben wir nun unsern Helden; er ist kriegsgefangen. Der arme Schelm thut mir leid. Aber was kann er dafür, daß er zwei Augen hat, die er sein Leben lang als Künstler nur im Auffuchen der Schönheit geübt hatte. Doch soll sich der Bursch wohl in Acht nehmen. Junge Mädchen sind wie neue Bücher. Wer kennt den Inhalt? Der niedliche Einband und

Goldschnitt sind doch nur Toilettenwerk. Das lockende Titelblatt, das gefällige Format, das holde Gesichtchen und der zierliche, verführerische Buchs haben schon manchen ehrlichen Mann gröblich betrogen. Es ist typographischer Luxus des Buchhändlers; aber auch die Natur läßt sich in Werken, die sie herausgibt, ärgerliche Druckfehler zu Schulden kommen. Am sichersten wählt man ein Buch mit leeren, reinen Blättern, wo man noch selber hineinschreiben kann, was man liebt und braucht; und auf ähnliche Art ein Mädchen. Josepha, glaub' ich, ist ein solches; hat für Gottfried noch das Herzblättchen unbeschrieben und rein; ist schön und gut."

"Nun ja," entgegnete Madame Jansen, mit bedächtigem Kopfschütteln: „Es ist ganz gut und schön, daß sie schön und gut ist, wie du sagst. Damit aber ist's für unsern Gottfried nicht abgethan. Das Schönste wird ihm nach Jahr und Tag gemeine Alltäglichkeit werden; und die engelreinste Seele kann ihm vielleicht keine Wassersuppe kochen. Daran denkt er jetzt nicht. Josepha ist mir lieb. Sie weiß sich zu kleiden und zu benehmen; ist lebhaft und bescheiden; freundlich, verständig, ohne Stolz und ein Erzplappermäulchen dazu. Aber ist sie auch arbeitsam, häuslich, wirthschaftlich, vom Morgen bis zum Abend? Weiß sie zu sparen, zu schonen?"

"Gewiß noch nicht so gut wie du," erwiderte der Bergdirektor lächelnd.

"Knaben schickt man," fuhr die Sprecherin fort, ohne sich unterbrechen zu lassen: „Knaben schickt man für ihren Lebensberuf auf Schulen und Universitäten, in Werkstätten und Comptoirs. Aber wohin die Mädchen? Man erzieht sie für die Rosenzeit der Brautenschaft und Hochzeitsfreuden; an die schwarzen Stunden denkt man nicht. Aber mit Puz- und Klavierklimpern, Romanlesen und Deklamiren, Singfang, Tanzen und Französisch-Parliren macht kein

Weiß den Mann glücklich, keine Mutter ihr Kind. Wahrhaftig, Maskenbälle, Promenaden, Soireen, Liebhaberkonzerte und Liebhabertheater sind keine Universität für die künftige Hausfrau; sondern Keller und Küche, Nähtisch und Waschhaus, Markt und Krämerladen.“

„Vollkommen richtig!“ stimmte der alte Herr ein: „Allein wohin zielt du nun eigentlich?“

„Gottfried handelt sehr verständig, lieber Mann. Er will, wir sollen selber prüfen. Gut! Aber nichts übereilt! Josepha muß, in diesen Tagen der Trauer, der Mutter allein angehören; den Gram um den Verstorbenen mit ihr theilen und dadurch erleichtern; nicht schon für sich, für ihre Zerstreuungen und Erheiterungen sorgen. Es ist Pflicht der Tochter; das Gegentheil wäre kaltherzige, grausame Selbstsucht; wäre empörende Leichtfertigkeit. Die Reise nach Spanien, wer weiß, wie lang es noch dauert, eh' sie begonnen werden kann? Also Geduld? Lassen wir ein Viertel-, ein halbes Jahr vorübergehen; dann schreib' der Mutter um Erlaubniß, daß Josepha einige Wochen bei uns leben dürfe.“

„Gast abermals Recht, Kindchen; dein Wille geschehe. Du verdienstest Frau Rathsherrin zu heißen,“ sagte der Bergdirektor.

Und wirklich geschah also. Im Herbst erst erging die Einladung. Herr Jansen selber holte Fräulein Belito ab; und kaum vernahm es der liebende Jansen in Karlsruhe, so kündigten seine Briefe baldige Beendigung seiner Arbeiten und die Nähe seiner Ankunft an. Man erwartete ihn sofort von einem Tage zum andern. Und darauf bezog sich jenes: „Er kommt! Er kommt nicht!“ einiger Ungeduligen.

4. Fingersprache.

Das Orakel der Grassengel täuschte nicht. Wenige Stunden später, als die magischen Worte gesprochen waren, erschien der Ersehnte. Er flog aus einer Umarmung in die andere. Auch Josephtha begrüßte ihn mit schüchterner Höflichkeit; aber flüchtete bald aus dem stürmischen Getümmel davon ins Freie; ohne Zweifel, um diesmal, was selten sonst der Fall war, zu den Stillen im Lande zu gehören; oder weil es etwas unbehaglich sein mag, beim Jubel eines Willkommens seitwärts zu stehen und sich vergessen und überflüssig zu fühlen. Das gute Kind war jedoch weder so vergessen, noch überflüssig, als es vielleicht fürchtete. Denn der junge Jansen schielte bald, mitten durch alle Frager und Antworter, nach der Verschwundenen umher.

Zum Glück ist hienieden auch die schönste Freude vergänglich; wäre sie es nicht, würde sie in fade Gewohnheit und Langeweile veralten. Sobald sich der Sturm des ersten Wiedersehens gelegt hatte, war es Lina zuerst, nicht ihr Bruder, die verwundert Josephthens Abwesenheit bemerkte, davon sprang, sie aufsuchte und herbeiführte. Die Stillste im Lande, oder vielmehr im Zimmer, gewann bald Sprache, als der gefeierte Sohn des Hauses in angenehmer Bangigkeit ihr entgegen trat, und wider seinen Willen, mit einer gewissen Verlegenheit und Verwirrung vor ihr stand, wodurch sie beinahe selber verlegen und verwirrt ward.

Gottfried, ein ganz verständiger junger Mann, that sich gern etwas auf strenge Grundsätze und feste Vorsätze zu gut. Er hatte beschlossen, während den ersten Wochen im väterlichen Hause durchaus von seinen Gefühlen gegen die Geliebte nicht das Mindeste durchblicken zu lassen, sondern der kaltblütigste, umsichtigste Beobachter zu sein. Es war ihm, als Künstler, keineswegs unbekannt, daß der Liebesgott sein Hand- und Herzenswerk nie anders, als

blindlings mit verbundenen Augen treibe, und Hymens Hochzeitsfackel hinterher, statt mit verklärendem Licht das Leben zu verschönern, verzehrende Feuersbrunst anrichte. Er hütete sich daher ungemein, durch ein leicht entschlüpfendes Wörtchen oder durch einen noch leichter aufflammenden Blick der Augen etwas zu verrathen. Daß er wohl und weise daran that, wird Jedermann zugeben müssen.

Doch läßt sich auch nicht läugnen, daß man mit Weisheit und eisenfesten Grundsätzen und Vorsätzen zuweilen übel bestellt ist, wenn man irgend einer wunderthätigen Madonna zu nahe steht oder sitzt. Das mußte leider auch der sehr bedächtige Sohn des Herrn Bergdirektors schon in den ersten Tagen, und zu seinem eigenen nicht geringen Erstaunen erleben.

Als er nämlich, in einer späten Morgenstunde, seine Mutter zu einer geheimen Unterredung aufsuchte, fand er sie im allgemeinen Wohn-, Speise- und Empfangszimmer der Familie; doch nicht allein. Sie saß auf ihrem gepolsterten Winkelstuhl, am Nähtischen arbeitend, neben dem Fenster; Lina ihr gegenüber, andächtig der Mutter Lehren hörend, mit dem Strickzeuge beschäftigt; Josepha ein wenig hinterhalb der Sprechenden, in einer Ecke des sammetgrünen Sofa's, mit ähnlicher Fingerthätigkeit und ohne von Stricknadeln und Maschen ein Auge wegzuwenden, besonders seit Gottfried eingetreten war. Dieser, um die Unterhaltung nicht zu stören, nahm leise und schweigend auf dem Sofa Platz; doch, mit gewohnter Behutsamkeit so weit, als es der Raum gestatten mochte, von der fleißigen Strickerin entfernt, im entgegengesetzten Winkel.

„Nimmermehr hätt' ich geglaubt,“ fuhr Madame Jansen in ihrer mütterlichen Ermahnung an die beiden Mädchen fort: „daß Ihr in Euerm Alter noch so große Kinder sein und dergleichen Unsinn treiben könntet. Nicht umsonst hat die göttliche Weisheit

das Künftige dem Auge des Sterblichen verhüllt. Meint Ihr im Ernst, mit Guern Grasskoppeln den Vorhang der Zukunft lüften zu können?"

"Aber, liebe Mama," bemerkte Lina: „es ist doch richtig eingetroffen. Du selbst kannst es nicht läugnen. Eine Stunde nachher war er bei uns; und da sitzt er ja leibhaftig vor uns."

Gottfried saß nicht mehr im äußersten Winkel des Sofa's, sondern war gegen die Mitte desselben vorgerückt; vermuthlich um besser zu hören, was man verhandelte, da es seine eigene Person anzugehen schien.

"Eingetroffen, du leichtgläubiges Ding?" erwiderte die Mutter unwillig lächelnd: „Begreifst du denn nicht, daß, wo nur zwei Dinge möglich sind, eins davon nothwendig erfolgen muß? Ja, oder Nein; entweder an jenem Tage kam Gottfried, oder er kam nicht. Eins mußte doch von beidem geschehen. Gelt, Josepha, Sie sind keine Zauberin, und können einem Grasbüschel keine magnetische Kraft mittheilen, dem Schoos der Zukunft Geheimnisse zu entlocken?"

Das Fräulein hatte eben eine Maske von der Nadel verloren, suchte sie wieder aufzufangen, und konnte nicht sogleich antworten. Es wäre dem jungen Künstler besser angestanden, den Zweifel der Mutter mit entschiedenen Thatsachen zu widerlegen. Josepha war offenbar eine Zauberin, offenbar mit magnetischer Kraft begabt. Denn er, unwillkürlich, sogar ohne zu wissen, wie es zugegangen sei? war er von seinem bisherigen Platz weg, zu Josephen fortgezogen worden. Seiner selbst vergessen, saß er dicht an ihrer Seite.

"Seid also verständig, Kinder!" verfolgte Madame Jansen ihre Rede, indem sie zur Ruhsanwendung des Gesagten überging: „Zeichendeuterei, Wahrsagerei sind Phantasterei und Narrethei. Wer mit leeren Einbildungen vertraute Freundschaft schließt, sagt

zum Verstand: gute Nacht. Ich weiß wohl, junge Mädchen Eures Alters, hoffen immer gern zuversichtlich, was das Herz eben wünscht; und was sie hoffen, lassen sie nicht fahren."

Josephtha ward bei diesen Worten feuerroth. Es ist schwer zu sagen, warum? Sie hatte das Köpfchen tief gesenkt, und ihre Hände sammt dem Strickzeug lässig neben sich niederfallen lassen. Ganz zufällig gerieth dabei ihre Rechte in die Nachbarschaft von Gottfrieds Linker; und eben so zufällig schlang sich einer seiner Finger heimlich um einen der ihrigen. Offenbar Wirkung eines bisher zu wenig beachteten Magnetismus. Sie hätte das gefangene Eigenthum gern zurückgezogen; aber ihr Arm schien vollkommen gelähmt zu sein. Sie empfand ein Klingeln und Brausen in den Ohren; ein Dämmern vor den Augen; ein ungewohntes Schlagen der Pulse; ein leises Zittern in allen Nerven. Hier mußte Elektro-Magnetismus vorhanden sein.

Denn auch der junge Künstler saß da, von aller menschlichen Kunst verlassen, wie ein armer Sünder, mit niedergeschlagenen Augen und lautpochendem Herzen. Ihm war, als fühlte er sein eigenes Dasein nicht mehr. Doch irrte er darin; denn er fühlte deutlich ein Zucken von Josephens umklammertem Finger, als hätte dieser einige Lust, zu entweichen. Dann nahm er, zum Unterspand für diesen, einen zweiten; dann argwöhnisch einen dritten, endlich von Habsucht ergriffen, alle fünf. Nun, wie sie Hand in Hand geschlossen dasaßen, verstanden Beide keine Silbe von Allem mehr, was die gute Mutter ferner sagte; ja, selbst die helle Stimme derselben hörten sie kaum. Nur, als sie endlich sahen, wie sich Madame Jansen und Lina von ihren Sitzen erhoben, um sich miteinander ins Freie zu begeben, verließen auch die beiden Gehörlosen ihre Plätze und folgten langsamen Schrittes nach. Aber ihre Hände, schon zu gut mit einander einverstanden, ließen nicht von einander.

Man sollte fast schwören, die Fingersprache sei reicher an Worten, als die übliche Mundsprache. Was der junge Herr Jansen und Fräulein Belito sich bisher weder in artikulirten noch unartikulirten Tönen hatten bedeuten können, war ihnen jetzt hell und klar. Ja, Josepha, die sich wahrscheinlich bisher selber nicht recht verstanden hatte, ward vermitteltst des Fingergesprächs vollständig über sich belehrt. Die Sache war ihr zu neu und fremd. Kein Wunder, wenn sie, die sonst leichten Sinnes mit der Gegenwart tändelte, jetzt nachsinnend, oder voraussinnend ins Künftige ward.

Leider konnten die plaudernden Finger nicht immer, weil es der Anstand untersagte, beisammen sein. Die jungen Leute wußten sich aber bald zu helfen; denn bekanntlich, Noth macht erfinderisch. In Anwesenheit fremder Augen waren sie so glücklich, ohne Geräusch und Aufsehen, einander schnell mit fragenden, antwortenden, bittenden, dankenden, fordernden und gewährenden Blicken, so viel und mehr zu sagen, als mit den Fingerspitzen. Dem Tausendkünstler genügte indessen endlich weder die Finger- noch Augensprache. Denn Josepha, nicht mit Unrecht ein Plaudermäulchen genannt, war gegen ihn immer am einsilbigsten. Es ist nie verrathen worden, durch welches Kunststück es ihm gelungen sein mag, nach wenigen Tagen schon, ihr wieder zur Tonsprache zu verhelfen und die verschlossenen Lippen zu öffnen. Man weiß nur, daß Beide einst zu den Ruinen einer benachbarten Ritterburg lustwandelnd, voll himmlischer Seligkeit, Weg und Steg unter den Füßen verloren hatten, und vollkommen gesprächig zurückgekehrt waren. Ja, mehr als gesprächig. Denn die stillselige Jungfrau schien allen Blumen in den Wiesen, allen Sternen am Himmel etwas zuflüstern zu wollen. Er dagegen hätte der ganzen Welt mit lauter Stimme etwas bekennen mögen; nur die Geliebte, in jungfräulicher Verzagtheit, wehrte ab.

Eines Morgens jedoch führte er die Arglose durch die gekrümmten Gänge der Hausflur zur steinernen Treppe, die zum obern Geschoss leitete. Er sagte nicht, wohin und zu wem? Sie hüpfte plaudernd und fragend neben ihm die Stufen hinan; doch befremdete sie sein stummes Wesen, und sie sagte: „Ihre Hand — warum ist sie heut so kalt?“ Er öffnete die Lippen zur Antwort; aber es erlosch ihm die Stimme. Gern hätte die Fragerin weiter geforscht; denn sie glaubte sogar ein leises Zittern der kalten Hand zu fühlen. Doch da standen Beide schon vor dem Zimmer des Bergdirektors; die Thür ging auf. Sie traten ein, und Gottfried führte das unbefangene Mädchen zu dem alten Herrn, der seinen Lehnsessel und Schreibtisch verließ, ihnen entgegen zu gehen.

„Lieber Papa,“ stammelte Gottfried und ward dabei roth und blaß: „Du weißt, wie über Alles mir Josepha lieb und heilig ist.“

„Bohl, mein Sohn! es ist recht und billig; das Heilige soll uns lieb sein,“ sagte Herr Jansen, der lächelnd die Verlegenheit des Sohnes wahrnahm und aus den Eingangsworten schon errieth, was folgen würde.

„Du weißt schon,“ fuhr Jener fort: „daß ich mich ihrer Gegenliebe freue.“

„Josepha ist viel zu fromm und gut,“ erwiederte der Alte, um nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

„Und“ — verfolgte Gottfried seine Rede, nach einem augenblicklichen Stocken, indem er nach Worten suchte: „und sie ist eine Waise; hat ihren theuern Vater verloren; willst du nun ihr Vater sein; sie zur Tochter annehmen?“

Herr Jansens Miene verlor hier plötzlich die bisherige Schalkhaftigkeit. Er warf einen ernsten, doch nicht unfreundlichen Blick auf den Sohn, dann auf dessen Auserwählte. Diese stand mit niedergeschlagenen Augen, in unaussprechlicher Bestürzung, da;

wagte kaum zu athmen, geschweige ein Wort zu lispeln; ihr ward, als stände sie, wegen schwerer Sünden, vor einem strengen Richter derselben.

„Kinder, ich versteh' Euch!“ sagte endlich der Bergdirektor, indem er dabei Josephens Hand in die seinige nahm, als wollt' er die Furchtsame ermuntern: „Doch in Angelegenheiten, wie diese, haben Aeltern nicht zu entscheiden, sondern nur aus Erfahrung zu lehren, zu warnen, zu rathen. Das wichtigste Lebensloos muß Jeder eigenhändig aus der Urne des Schicksals ziehen. Wer möchte vor Gott und dem eigenen Gewissen die Verantwortlichkeit auf sich laden, im Namen Anderer das Loos zu wählen, und Wohlfahrt und Herzensfrieden der eigenen Kinder durchs ganze Leben hin zu vergiften? Das bleibt heutiges Tages, nur noch dem gefühllosen Unverstand, oder dem barbarischen Hochmuth hohen und niedern Pöbels eigen, daß er mit Sklavenzwang Menschen zusammenkuppelt, die nicht für einander geschaffen sind, und je nach dem Gewichte der Geldsäcke, oder der Größe des Stammbaums, Titels und Rangs, wahre Seelenverkäuferei treibt. Es gibt der qualvollen Ehen leider genug. — Kinder, ihr genießet des Menschenrechts so gut, als es Eure Aeltern genießen. Ihr seid frei. Du aber, Gottfried, erinnere dich, was ich dir schon — — —“

Herr Jansen machte, indem er abbrach, bedenkliche Miene. Sein Sohn hinwieder, nun schon gefaßter und froher, rief: „Ich verstehe dich, lieber Vater. Jahr und Tag mögen vergehen, eh wir an Vermählung denken. Ich führe sie nicht zum Altar, bevor ich der Mann bin, sie und mich, unabhängig von aller Welt, anständig erhalten zu können. Heut zu Tage dürfen allensfalls noch reiche Fürstenkinder zu ihrer Hochzeit Leisteuern vom Volk erbetteln, oder erpressen. Ich bin zu stolz! Selbst von dir nehm' ich nichts an. Mich nährt mein Beruf. Allein Josepha und ich

wollen uns, eh wir den ewigen Bund schließen, in unsern zar-
testen und — unzartesten Eigenheiten kennen lernen. Dies ist
nur in erlaubten, traulichern Verhältnissen des Umgangs möglich.
Fühlen wir uns dann einst nicht — ich fürchte es nicht! — ganz
für einander geeignet, dann — ein Verlöbniß ist leichter gelöst,
als ein heiliges Eheband zerrissen.“

„Gut, sehr gut!“ entgegnete der Vater: „Doch eins nicht zu
vergessen. Sie ist Katholikin; du bist Protestant!“

„Wir haben es nicht vergessen. Wie sollten wir das?“ ver-
setzte Gottfried: „Die Religion, der wir Beide angehören, ist
eine und dieselbe; die alle Kinder des himmlischen Vaters mit ihm
und in ihm vereint. Nicht die Religion, sondern nur Kirchens-
thum und Sektenthum trennt Menschen und Völker von einander.
Sind die Herzen in Gott eins, mögen die Kirchen zweierlei blei-
ben, oder dreierlei; und die Priester sich gehässig einander ver-
feuern und des Irrthums zeihen. Sie haben beide, ohne Zweifel,
recht. Denn Christus war weder Katholik, noch Protestant. Mei-
nungen und Ueberzeugungen, irrige, wie wahre, hängen nicht von
unserer Willkür, noch weniger von einem Kabinettsbefehl oder einer
Priesterautorität ab; sondern von den verschiedenen Stufen des
Lebensalters, der Erfahrungen, Einsichten und Schicksale“

„Sehr philosophisch, sehr gelehrt!“ rief Herr Jansen: „Wie
aber, denken Sie auch so, wie der Keger da?“ fragte er lächelnd
das blöde Mädchen, welches kaum aufzublicken wagte: „Was
wird Ihr Beichtvater sagen, wenn er Sie an die neuesten Befehle
des heiligen Vaters mahnt?“

Sie erröthete und flüsterte endlich halblaut: „Er wird die Be-
fehle des heiligen Vaters pflichtmäßig vollziehen, zur Aufrecht-
haltung von dessen Reich auf Erden. Und ich — ich will die
heiligen Befehle Gottes vollziehen in meinem Herzen.“

Von dieser, in ihrer Art, etwas sonderbaren, aber einfachen

Antwort überrascht, erglänzte das Antlitz des Greises in ungewöhnlicher Heiterkeit. Er drückte die Hand der Schüchternen mit Nührung, und sprach: „Sehen Sie mir ins Auge, Josepha, offen und vertrauensvoll!“ Er zog sie, bei diesen Worten, näher an sich: „Josepha, soll ich dein Vater sein?“ — Sie lehnte ihr Haupt stillschweigend an seine Brust.

„Sprich doch,“ fragte er nochmals: „Willst du mir Tochter werden?“ — Sie legte ihren Arm um seinen Nacken, und blickte, wie um Liebe bittend, zu ihm auf. Er küßte ihre helle Stirn, winkte dem Sohne, und sprach mit zitternder Stimme: „Gott mit euch, ihr lieben Beide!“ und er schloß Beide in seine Arme.

Es wäre ganz überflüssig, hier noch zu sagen, daß Madame Jansen früher schon, als ihr Gemahl, in Einverständnis und Pläne des jungen Paares eingeweiht war. Wie könnten Dinge solcher Art dem Scharfblick weiblicher Augen, der theilnehmenden Sorglichkeit einer Mutter geheimnißvoll entschlüpfen? Ueberflüssig, zu sagen, daß Gottfried von der Wittwe des Obersten Velito Einwilligung und Segen derselben ersuchte und empfing; daß die kleine Lina und die ganze Schaar ihrer anwesenden und abwesenden Brüder die neue Schwester jauchzend begrüßten; daß Verwandte und Bekannte, nach alter Landesübung die schmeichelndsten Glückwünsche ins Haus des Direktors trugen, und am Kaffeetisch der Gevatterinnen die klugen Nasen zu der sonderbaren Parthie rümpften, der sie unmöglich Beifall geben konnten.

Genug, die Verlobung ward in aller Form gefeiert; Goldring um Goldring als Wahrzeichen und erstes Glied der zukünftigen Ehestandskette zwischen Braut und Bräutigam getauscht. Der Himmel war auf Erden.

Die getrennten Kränze.

Aber, wie Jedermann weiß, hat auch der Freudenhimmel seine Wölkchen und Wolken; das Leid schleicht der Lust, der Schatten dem Lichte nach. Eine Welt ohne Wechsel wäre nicht die beste Welt; und ein Leben ohne Thränen würde allen Seligkeiten hienieden den Zauber abstreifen, durch den sie uns entzücken.

Die Zeit kam, da der junge Jansen seine Wohnstätte in der Fremde wieder auffuchen, und das Fräulein Belito in die Arme der ungeduldigen, liebenden Mutter heimkehren mußte, deren Trost sie war. Die Trennungsstunde ließ sich nicht mit Seufzern und Thränen zurücktreiben; in jeder Minute trat sie eine Minute näher. — Das Morgenroth eines Hochzeitstages lag noch tief im Nebel unbekannter Fernen verborgen. Wer konnte wissen, wann und ob es je leuchten werde?

Die Liebenden, in so beängstigender Lage, ließen keinen Augenblick, keine Einsamkeit unbenutzt, sich noch das Dringendste und Wichtigste ihrer Angelegenheiten mitzutheilen. Sie hatten einander natürlich ungesprochen viel zu sagen, und das Beste ließ sich nicht einmal mit Worten sagen. Man gab sich immer und immer wieder Gelübde und Schwüre, die man zwar schon gehört, auch keineswegs vergessen hatte, die aber nothwendig wiederholt werden mußten, weil sie, in der Vergangenheit, Vergängliches werden konnten. Man entwarf ausführliche Baupläne und Grundrisse des künftigen Elysiums; füllte sie mit den gewähltesten Farben aus; änderte sie täglich wieder ab, je nachdem man noch Schöneres über Nacht, mit geschlossenen Augen, oder am hellen Tage mit offenen, geträumt hatte.

„Ach!“ seufzte Josepha und ließ traurig das Köpfchen hängen: „wird das Eden, das so reizend in unsern Träumen blüht, nur blüthenreicher Traum bleiben; wird es in Wahrheit und

Wirklichkeit jemals um uns her aufsteigen? Könnst' ich, — o könnt' ich doch den kommenden Tagen, und Monden, oder Jahren das Geheimniß aus der Brust reißen!“

Beide standen eben am Hag des Baumgartens. Schnell bückte sich Josepha, und suchte nach den längsten Grashalmen umher. Seit der magische Ring jüngsthin Gottfrieds Erscheinen so bestimmt angegeben hatte, war ihre Ueberzeugung von der Untrüglichkeit dieses Orakels unzerstörbar geworden. Man darf es also dem an Glaube, an Liebe und Hoffnung reichen Kinde kaum verargen, daß es seine Zuflucht noch einmal zur erprobten Unfehlbarkeit des Trost- und Hilfsmittels nahm. Gottfried, obschon er in seinem philosophischen Unglauben dazu lächelte, war doch ein Freund aller freien und nützlichen Künste. Er bot treulich Hand zu dem großen Unternehmen. * Es ließ sich um so eher wagen, weil man vor spottlustigen Lachern rings umher sicher war, und nur ein kleines, armes Mädchen die breiten Gänge zwischen den Blumen und Gemüsebeeten vom hervorwuchernden Unkraut, um Tagelohn, säuberte.

„Denke, aber denke mit Ernst daran, Gottfried,“ sagte Josepha, indem sie ihm die Halmen zu halten gab: „ob unser Eden bald aufblüht; ob wir uns wirklich einst ganz angehören werden?“ Dann band sie die Enden der grünen Stengel paarweis, auf gutes Glück hin, zusammen und lispelte dabei: „Es wird! — Es wird nicht!“

Aber, o weh! Als sie das Werk vollendet hatte, und erwartungsvoll das lockere Geflecht auseinander schüttelte, ward sie leichenblaß, und die sonst heiterblickenden schwarzen Augen verfinsterten sich unter den zusammengezogenen Augenbraunen und Wimpern. „Was ist das?“ schrie sie fast überlaut vor Schrecken. Eigentlich eine überflüssige Frage. Denn Jedermann sah, daß statt eines einzigen Halmenfranzes zwei getrennte Kränze am Bo-

den lagen. „Wie?“ rief sie noch beklommener; „Was bedeutet das? Es wird nichts?“

Ihr kindliches Verzagten erregte ein gutmüthiges Lächeln in Gottfrieds Gesicht. Mit der Miene eines Mannes, der über Vorurtheil und Aberglauben erhaben steht, sprach er: „Sieh jetzt in keinen Spiegel, du würdest dich vor dir selber fürchten, wenn du dich erblicktest. Zum Kinderspiel gehört Lachen. Komm, wir flechten in größter Geschwindigkeit noch drei, vier solcher Dinge. Eins wird gerathen, dann haben die mißlungenen andern offenbar Unrecht.“

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich einige Schritte von ihm weg, ihren Unmuth zu verbergen. Er indessen pflückte eifrig frische Halmen. Er schien mit Suchen und Wählen noch nicht am Ende zu sein, als sie wieder zu ihm trat. Ja, da er sich aus der gebeugten Stellung aufrichtete, waren seine Hände noch leer; seine Mienen voll innern Aergers und Verdrusses.

„Warum blickst du so finster?“ fragte sie verwundert: „So fängst du endlich auch an, wie ich, das böse Zeichen zu fürchten? Ich wünschte, ich wüßte nichts; hätte der Versuchung widerstanden. Uns steht Unglück bevor!“

„Nein!“ rief der Künstler und erzwang eine gewisse Munterkeit: „Nein, es steht nicht bevor, denn es ist schon da. Ich weiß nun, was dein verfehlter Kranz bedeutet. Hilf mir den verlorenen Ring wieder finden. Er muß, glaub' ich, hier irgendwo liegen. Er ist mir, der Himmel weiß, wie und wann? vom Finger entschlüpft, beim Pflücken im Grase, oder beim Flechten; oder —“

„Welcher Ring?“ fuhr sie ängstlich auf: „Doch nicht der meinige; der Ring unserer Verlobung?“

„Sei ohne Kummer, liebe Josepha. Der treulose Flüchtling soll bald wieder eingefangen sein!“ sagte er; aber sagte es etwas unsichern Tons, und fuhr fort zu suchen.

„O Gottfried, mein Gottfried!“ seufzte sie zitternd: „Ein zweites böses Vorzeichen, nur Wiederholung, nur Bestätigung des ersten! Geschiedene Halmenringe, geschiedene Brautringe, wehe, wenn geschiedene Herzen folgen! Nein, lieber vom Leben geschieden. Ich könnte freudig mit dir sterben; aber ohne dich leben, ich vermöcht' es nicht mehr!“

Während sie klagte, verschwendete der junge Künstler alle Kunst seiner Finger, dem edeln Kleinode im Grase, im Sande und Orien des Gartenweges, in den dornigen Zweigen des Hages nachzuspüren. Jedes Blättchen von Kräutern, jedes Nestchen von nahen Gesträuchen bog er auseinander; jedes Steinchen schob er von der Seite. Vergebliche Mühe! Er, obgleich freier Gesinnung, wie sein Vater, fühlte jetzt selber, obgleich er es Thorheit nannte, eine Anwendung von heimlichen, peinlichen Ahnungen. Der Gedanke: „Sollte der Brautring kein Trauring werden?“ klettete sich widerlich an alle seine Vorstellungen, und hing ihnen immer fester an, je länger er sich Mühe gab, ihn davon zu reißen. Auch der verständigste Mann hat Talent zum Unverstand.

„Helft uns einen verlaufenen Deserteur einfangen!“ rief er seinen vier jüngern Brüdern entgegen, rührigen Knaben von dreizehn bis achtzehn Jahren, die von ihren Aeltern her in den Garten hereinsprangen. Man umringte die Suchenden; fragte; forschte; zerstreute sich dann nach allen Richtungen, wo das Pärchen gegangen oder gestanden sein konnte. Jeder wollte der glückliche Finder werden. Keiner ward es. Das Abenddunkel machte der Arbeit ein Ende.

„Nur der armen Josepha willen schmerzt mich der Zufall,“ sagte Gottfried: „Sie fürchtet von dem Verlust noch schlimmern.“

„Sei kein Narrchen,“ tröstete Madame Jansen das niedergeschlagene Mädchen: „Er bedeutet dir nicht mehr und nicht weniger, als der Verlust einer Stecknadel. Auch ich hätte wohl einst

abergläubisch sein können. Denn dreimal, ich sage dreimal schon büßt' ich meinen Hochzeitring ein. Er entfiel mir einmal vom Fenster in einen tiefen vergraseten Schloßgraben; einmal ging er an einem Brunnen, einmal sogar im Kehrlicht verloren. Jedemal blieb er Jahr und Tag verschwunden. Was meinst du, daß es bedeutete? Sieh hier in meinem Arm unsern lieben Papa! Wir leben, du weißt es, die glücklichste Ehe. Sieh hier den Hochzeitring in meiner Hand. Immer fand er sich ganz unverhofft wieder ein, wenn er fast vergessen war. Glaube mir, auch der deinige kehrt wieder zurück."

Er kam aber nicht zurück, wie unermüdet immerhin die freundlichen Hausgenossen Tag und Nacht auf Entdeckung ausgingen. Er kam nicht, obgleich es sogar abermals ein Halmenfranz, in größter Heimlichkeit gewunden, mit Sicherheit versprochen hatte. Wenn die junge Braut sich einen Augenblick lang allein überlassen war, saß sie still und traurig da. Alle fühlten Mitleiden.

Nur Vater Jansen war hartherzig genug, bei guter Laune zu bleiben und mit der ganzen Geschichte Scherz zu treiben. — „Hört, Kinder, laßt das liebe Mädchen in Ruhe!“ sprach er: „Ihr wißt nicht, was ihr thut. Selbst das Honigfüße des Brautstandes hat endlich faden Nebengeschmack, wie jede andere Süßigkeit. Den sich zu benehmen, mischt unsere Josepha sich selber einen Tropfen Bitteres hinzu. Das ist Instinkt der Menschennatur! Die höchste Lust des Glücks wird durch Furcht vor dessen nahem Ende gemildert, und der Schmerz des Unglücks durch Hoffnung auf dessen Vorübergang. Beide würden sonst unerträglich sein. Wißt ihr denn nicht, daß die innigste Freude in Thränen übergeht; und im tiefsten Leiden ein stolzer Seelenmuth uns über die Gewalt des Schicksals beseligend erhebt? Nur still, die schwarze Stunde wird nicht ausbleiben, in deren Finsterniß die Schattenbilder der ängstlichen Mädchenphantasie von selbst verschwinden.“

Er hatte Recht. Es war die Trennungsstunde. Da wurden alle Prophezeiungen vergessen. Man sprach nur von fleißigem Briefwechsel und Hoffnungen baldigen Wiedersehens. Der junge Künstler eilte in die großherzogliche Residenz zurück; seine Verlobte zu ihrer verlassenen Mutter.

6. Ein langer Glückwunsch.

Es war nur kaum ein Jahr verflossen, als Gottfried schon verkündigte, Alles sei in seinem Hause bereitet, die künftige Lebensgefährtin bei sich aufzunehmen. Die Mütter waren indessen unermüdet beschäftigt gewesen, die jungen Leute zum künftigen Haushalt genügend auszustatten, selbst mit den entbehrlichsten Entbehrlichkeiten. Nun wurde nur noch von den Feierlichkeiten der Vermählung gehandelt, über das Wann? und Wo? und Wie? — Zum Wann endlich der achte Septembertag bestimmt; zum Wo, ein freundliches Bergdorf, gleichweit vom heimatlichen Wohnort der Aeltern entlegen; — zum Wie ein fröhliches Mahl mit schnellem Abschied der Neuvermählten nach demselben. Nichts fehlte mehr; am wenigsten die ermüdende Menge von Glückwünschen der Vettern und Gevattern.

Auch der Professor Grübelich brachte den seinigen freudnachbarlich dar, mit lateinischen Phrasen zierlich geschmückt. Dankend erwiderte der Bergdirektor: „Sie haben Recht, Nachbar! Nirgends im menschlichen Leben sind Glückwünsche an besserer Stelle, als vor der Pforte eines neuen Ehestandes. Folgte nur immer den Wünschen das Glück so nah, als sie ihm weit vorauslaufen. Doch hoff' ich das Beste, statt wie ein gewisser grundgelehrter Herr, Sie kennen ihn vielleicht? wegen eines verlorenen Ringes, oder gar eines Flechtwerks von Gras, das Böseste zu erwarten.

Wohlan, was ist nun aus Ihren Augurien und Drakeln, wie Sie es nennen, geworden? Hatt' ich Recht?"

Mit flüchtigem Achselzucken, und Aufzucken der Unterlippen, eine Unentschiedenheit bedeutend, antwortete der betagte Schulmann: „Bis jetzt, allerdings! — Ob später? — — — Ich wünsch' es von Herzen, mein streitfertiger Freund. Triumphiren wir nicht zu früh. Sie kennen meine Bedenklichkeiten. Wir leben in einer Zeit, wie jene, die dem dreißigjährigen Krieg voranging. Gährungen überall; Völker und Fürsten verstehen sich nicht mehr. Die Einen ziehen links, die Andern rechts; mitten inne stehen Nunziaturen, Klöster, Jesuiten, Generalsuperintendenten und hegen, treiben, jagen und peitschen Hirten und Heerden aus einander.“

Der Vergdirektor machte bei dieser wunderlichen Rede große Augen und rief: „Was, in aller Welt, Freund Nachbar, sieht Sie plötzlich an? Oder was haben die Fürsten, Völker und Nunziaturen mit der Hochzeit meines Sohnes zu schaffen?“

„Ihre Brautleute sind verschiedenen Glaubens, wenn ich denn deutlicher werden soll,“ sagte Herr Grübelich: „Wird ein protestantischer, oder katholischer Geistlicher die Ehe einsegnen?“

„Ich verstehe, wohin Sie zielen,“ versetzte Herr Jansen: „In Glauben, Meinung und Ueberzeugung stimmt kein Mensch mit dem andern überein. Jeder hat seine eigene, innere Religion, und ändert sie mit dem Hellenwerden seiner Begriffe, vom Kindes- bis zum Greisen-Alter. Das ist Naturnothwendigkeit, das ist Gottes Werk; hindert nicht an Liebe, Treue und Herzensgüte. Alles Aeußere ist bloße Zuthat, Wortwerk, kirchliche Uniform. Mein Gottfried gehört ja zur protestantischen Gemeinschaft, welche gegen das Tragen von Symbolenfesseln protestirt. Ein protestantischer Geistlicher wird die Trauung vollstrecken.“

„Leicht gesagt, mein Herr Freigeist!“ erwiderte der Professor: „Nur denken Sie an die Folgen! Die alleinseligmachende Kirche

stellt heutiges Tages die Protestanten den Ungläubigen und Heiden gleich, verbietet die gemischten Ehen; nennt sie nicht Ehen, sondern Concubinate; will wenigstens die Kinder katholisch erzogen haben. Meinen Sie, die Priester werden nicht früh oder spät das Fräulein Belito mit tausend Zweifeln und Gewissensplagen heimsuchen? Und dann — — —“

„Dann, Herr Nachbar, ist Fräulein Belito, ich weiß es, verständiger,“ unterbrach ihn der Alte: „Sie weiß so gut wie wir Beide, daß sich nicht Concordienformeln und Konfessionen vermählen, sondern Herzen; daß Vernunft und Religion dasjenige erlauben müssen, was Gott in die Menschheit gelegt hat, ehe denn ein Papst war. Natur und Vernunft sind Werke und That Gottes; darum kann Unnatur und Unvernunft nicht zugleich Wahrheit und Religion sein. Kirchen sind menschliche Bauwerke, die oft das Allerheiligste, statt zu bewahren, einkerkeren und verpfuschen.“

„Verpfuschen oder nicht! Dem ist nun einmal so,“ wandte Herr Grübelich ein: „Die römische Kurie will nun einmal ihr altes Universalreich wieder herstellen. Und es gelingt ihr. Sie hat ihre leichten Truppen, die Jesuiten, Redemptoristen und wie sie alle heißen mögen, überall in protestantischen und katholischen Ländern siegreich vorgeschoben; Mönche und Weltgeistliche stehen, als Linientruppen, in Dörfern, Städten und Fürstensälen schlachtfertig. Die Regierungen werden zuletzt kapituliren müssen. Glauben Sie mir, es ist heut zu Tage nicht mehr geheuer im Weinberg des Herrn, und daher meine Furcht für die Zukunft Ihres jungen Brautpaars nicht eitel.“

Vater Jansen lachte laut auf und rief: „Sie sind vom Wirbel bis zur Sohle Hypochonder, Geister- und Gespensterseher geworden. Poffen! Bilden Sie sich denn ein, daß Gottfried und Josepha am Ende noch dem heiligen Vater den Pantoffel küssen und Kirchenbuße thun müssen? Oder gar ich selbst? Hören Sie:

Der Weinberg des Herrn sind Vernunft und Herz;
Drin pflanzte der Heiland allerwärts
Der Lieb' und der Tugend Reben,
Doch Satan auch Unkraut daneben.
Das Unkraut überläßt man den gläubigen Lai'n;
Für sich behalten die Herren den Wein.

Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Frisch auf und wohlge-
muth! Weg mit dem prophetischen Firtlesanz, von Ringverlust
und Halmenfranz!“

Der Professor Grübelich zupfte ärgerlich den kleinen Zopf wie-
der hervor, der sich in den Rockfalten verkrochen hatte, und
sagte: „Nun denn, wie Sie wollen. Ich wünsche Glück von
ganzem Herzen.“

„Aber, nicht wahr, mit bangem Herzen?“ spottete der Berg-
direktor lustig nach, indem er den gelehrten Herrn ergriff und
freundlich schüttelte, als wollt' er ihn aus einem schweren Traum
wecken.

7. Die freudenlose Vermählung.

Eines Tages sah man den sonst heitermüthigen Greis still
und ernst, mit verschränkten Armen, vor seinem Landhause auf-
und abwandeln. Er beachtete kaum den Gruß der Vorübergehenden,
die ihm seitwärts mitleidige Blicke zuzuwerten schienen. Es
war ein warmer, heller Septembertag; nur einige Wochen nach
jener Unterredung. Alle Fenster des Gebäudes standen weit ge-
öffnet; aber keine Bewegung, kein menschlicher Laut ward aus
den Zimmern vernommen. Der Garten lag öd' und unbefucht.
Selbst der Knaben fröhliches Getümmel, Lachen, Rufen und
Singen war verstummt, den Nachbarn ungewohnt. Ein bösar-
tiges Nervenfieber hatte die ganze Familie, nur den Vater und
Linden ausgenommen, ergriffen, und Einen nach dem Andern der

bisher so Glücklichen aufs Krankenlager gestreckt; zuletzt, und fast am gefährlichsten die gute Mutter, die zärtliche Pflegerin Aller. Furcht vor Ansteckung verschendete die gewohnten Besuche.

In dieser Einsamkeit war es Herrn Jansens ausschließliche Beschäftigung, durch die Zimmer, von Bett zu Bett, seiner leidenden Lieblinge zu gehen; jeden derselben durch Scherze zu erheitern, durch Erzählungen zu zerstreuen, durch nahe Hoffnungen des Genesens und bunte Pläne für die Zukunft zu ermuntern. — War er aber allein und sich selbst überlassen, prüfte er gewöhnlich seinen Mannes- und Christenmuth, und forschte sich selber aus, wie er dann wohl sein, und sich nehmen würde, wenn auch das schwerste der Schicksale über ihn herfiel. Er war weit entfernt, sich das Bitterste mit süßen Hoffnungen zu überzuckern, oder, wie er's gegen seinen Freund Grübelich nannte, sein Gemüth zu verhätscheln.

„Niemand kann das Schicksal überwältigen,“ schrieb er seinem Sohne: „aber Niemand soll sich auch von ihm überwältigen lassen. Zieht die Gefahr heran, die wahrscheinliche, oder die unvermeidliche: mustere du sie, mit all ihren möglichen Schrecknissen; frage, was kann sie dir rauben? dann antworte und rüste dich. Entreißt sie mir Hab' und Gut: wohlان, ich will entbehren; Millionen sind arm, aber unverschuldete Noth gelassen zu dulden, ist ehrenreich. — Raubt sie mir Weib und Kind, die ganze Freude meines Lebens, all meine süßen Gewohnheiten: wohlان, es sei; ich stehe dann einsam, aber mit mir ist Gott noch, und uns Allen gehört die Ewigkeit an. — Bringt sie mir Tod: wohlان, so bringt sie das Ende jedes Leides. Gottergebene Demuth gibt stolzen Christenmuth, der mit Gott überall siegt.“

In diesem Sinne hatte er auch Gottfried ermuntert, die Hochzeitfeier keineswegs länger zu verzögern.

Dieser gehorchte gern, und doch wieder mit Bangigkeit und

Trauer, wenn er gedachte, daß er den schönsten Festtag seines Lebens ohne Theilnahme seiner Aeltern und Geschwister feiern, und diese an den Pforten des Todes wissen sollte, während er an den Schwellen seines irdischen Paradieses stand. Er besuchte das Vaterhaus, bevor er sich zur ängstlich harrenden Braut begab, sie zum Altare zu führen.

Als er dies theure Haus aber von ungewohnter klösterlicher Stille umgeben fand; als er die theure Mutter und seine jungen Brüder entsetzt und leidend in ihren Zimmern vereinzelt nur aus einer gewissen Ferne sah; sich ihnen nicht einmal nähern durfte, um Anstechung zu vermeiden; keinen Segen, keinen Kuß von ihren Lippen empfing, — da übermannte ihn schmerzliche Bangigkeit. Er wollte auf die nahen Freuden der Vermählung verzichten, bis die Gesammtheit seiner Lieben ihnen beizohnen könnte.

„Mit nichts!“ sagte Vater Jansen: „Geh du deinen Weg; laß du das Schicksal den seinigen gehen. Nimm, was dir die Stunde der Gegenwart lächelnd bietet, und verschmäh' es nicht, weil dir die nachfolgende weinend begegnen kann. Es ist die Thorheit des Menschen, welche das Mißgeschick des Augenblicks zum Mißgeschick von Tagen und Monden erweitert, weil sie mit Furcht vor Möglichkeiten schon das Unglück anhebt, eh' es da ist; und mit beständigem Rückblick darauf verlängert, wenn es längst schon vergangen ist. Fort mit dir, fort! Flieg' an das Herz deiner Braut. Unsere Kranken werden in stiller Mitfreude an deinen Freuden leichter genesen, als durch das Leid, sie ihre Willen zerstört zu wissen.“

Gottfried trennte sich mit schwerem Herzen von Vater und Mutter. Er eilte in die Arme seiner Geliebten. Die Hochzeit ward im dazu erkornen Bergdorfe, im lückerreichen Kreise der Verwandten, still, mit halberzwungener Fröhlichkeit, gefeiert.

Schon gleichen Tages trennten sich Alle schweigend und traurig. Das junge Ehepaar begab sich auf den Weg zum Rhein.

„O Gottfried!“ seufzte Josepha: „gedenkst du wohl des gebrochenen Halmenfranzes? — Der Tag unserer ewigen Vereinigung schon ein Tag der Thränen!“

8. Die Heimfahrt.

Es war der lieblichste Herbstmorgen des Jahres 1840, der neunte September, als die beiden Liebenden auf einem Dampfschiffe den großen Grenzstrom Deutschlands hinabfuhren. Der Glanz des Himmels, die in bunter Anmuth leuchtenden Ufergegenden, das muntere Treiben der zahlreichen Reisegesellschaft, aus Personen von allerlei Völkern und Sprachen zusammengesetzt, daneben der stillselige Hoffnungsblick auf die Zeiten am eigenen Herde, verflüchtigten das letzte, trübe Wölkchen des Unmuths. Der Künstler schilderte seiner jungen Gattin recht malerisch Straßen, Gebäude, Plätze und Umgebungen der Stadt, welche sie mit ihm nun bewohnen würde; die Liebenswürdigkeit der Familien, mit welchen er daselbst in traulicher Verbindung lebte; am ausführlichsten aber die eigene Behausung, mit allen Zimmern und deren Bestimmung, Einrichtung, Schmuck und Geräth, wo die Tochter Belito's fortan nur allein waltende Königin sein sollte. Und die Farben, in denen er einzelne Gegenstände gefällig hinzustellen wußte, wurden im Prisma der weiblichen Phantasie zur flammenden Glorie. Josepha hätte voll Entzückens den Erzähler mit ihren Armen fest umschlingen und mit den brennendsten Küffen jedes Wort bezahlen mögen, wären nicht der fremden Zeugen zuviel auf dem Schiffe gewesen.

Jählings erhob sich auf dem Verdeck ängstliches Geschrei, wildes Toben, rohes Fluchen des Steuermannes, der einzelnen

Arbeiter und ihres Kapitäns. Dem folgte verworrenes Durcheinanderrennen und Fragen der erschrockenen Reisenden. Die Einen drängten zum Schiffsbord; die Andern flohen aus der Kajüte hervor, lärmend von denen gehemmt, die hinuntereilen wollten. Bleiche Gesichter überall. Jeder fragte; Niemand erwiderte. Wer in dem Gewühl die Seinigen verloren hatte, rief ihre Namen. Keiner hörte, Keiner antwortete mehr.

„Was ist geschehen, um Gotteswillen!“ stammelte erblassend Josepha: „Gottfried, verlaß mich nicht!“

Er saß schon nicht mehr an ihrer Seite. In der stürmisch durch einander fahrenden Menge blieb er verschwunden. Heulend brausete indessen aus den Röhren der entlassene Dampf. Das taktmäßige Rauschen der Räder hinwieder war verstummt, und das Schiff, nur von den Wellen des Rheins langsam gezogen, schwamm vorwärts. Denn der Dampfer, als er unterwegs, auf einer seiner Stationen, Reisende gelandet, andere aufgenommen hatte, war unvorsichtig, bei seiner Abfahrt und Wendung, dem Steindamm des Ufers zu nahe gerathen, und die Schaufeln eines der beiden Räder hingen zerstört umher. So mußte er sich, ohne Kraft und Eigengewalt, den Stromwogen zum Spiel überlassen. Bald drehte er sich tanzend um sich selbst, das Hinterste zu vorzuerst; bald glitt er, dem Rinnsal des Flusses folgend, hart an einem Gestade desselben hin, jeden Augenblick in Gefahr, beim Anrennen zertrümmert zu werden; bald wirbelte er in der Mitte der Fluthen umher, abwechselnd ein Bord um das andere gegen den Wasserspiegel niedertauchend. Das Hin- und Herrollen der Anker, der Waarenballen, Kisten und Koffer und Reisewagen; das gebieterische Brüllen der Befehlenden und Rathenden; das Fluchen und Drohen so vieler zorniger Kehlen; das Nothgeschrei der verzweifelnden Frauenzimmer, betäubte Jeden und vermehrte das Entsetzen, wie die Verwirrung.

Josephha saß stumm in Leichenblässe da, nur unter Mühen sich aufrecht haltend, um nicht beim Schwanfen des umhergeworfenen Fahrzeuges zu Boden geschmettert zu werden. Zwei junge Männer, ein preussischer Kavallerie-Offizier und ein kleiner, lustiger Franzose, gerührt von der Verzagtheit des jungen Weibes, näherten sich, sie zu beruhigen oder zu unterstützen. Sie sah, sie hörte Keinen. Ihre Augen flogen irre umher, im zusammengedrängten, umhergeschleuderten Menschengetümmel, den Einzigen zu suchen, der ihr Lehtes und Alles in der Welt war. — In diesem Augenblick warf ein schwerer Stoß Alles durch einander. Mehrere Menschen stürzten nieder. Das Schiff war, inmitten des Rheins, an einer Sandbank gestrandet und blieb an ihr behangen. Eine Insel, mit Erlen und Weidengebüsch überwachsen, zeigte sich einladend für die Unglücklichen in der Nähe; doch eine ziemlich breite Wasserstraße floß zwischen ihr und ihnen.

Da erschien aus dem Gewühl der Haufen Gottfried wieder, mit ruhiger Fassung und Entschlossenheit. „Noch ist Rettung möglich,“ sagte er und warf seinen Ueberrock von sich: „verliere den Muth nicht, Josephha; dann ist nichts verloren! Wir schwimmen hinüber; ich werde dich tragen und halten.“ Mit diesen Worten nahm er von ihren Achseln den rothen Schal, wand ihn um sich, als Gürtel, woran sie sich klammern könne. Andere, die es sahen, folgten seinem Beispiel, auch der junge Offizier. „Ich bin kein schlechter Schwimmer,“ sagte dieser: „erlauben Sie, daß ich zur Rettung der Dame beitrage, und wir sie zu größerer Sicherheit zwischen uns nehmen.“

„Eh, que diable, qu'est-ce qu'on fera de moi? Tenez, je n'étais jamais l'ami de l'eau!“ rief der kleine Franzose, und drehte sich dabei dreimal auf der Zehenspiße herum.

„Ach, Gottfried, so gehen die finstern Vorzeichen in Erfüllung!“ seufzte Josephha, und lehnte sich halbohmächtig an ihn:

„das schrecklichste Loos, das uns erwarten konnte; es ist uns gefallen.“

„Noch nicht!“ erwiderte er, und zog sie fester an seine Brust: „Noch nicht! Und wenn auch — — — Wir haben gelebt und geliebt.“

„Vom Traualtar ins frühe Grab! Es ist hart!“ lispelte sie leise und matt.

„Fasse Muth, Gott waltet heut, wie sonst!“ sprach er der Zitternden zu: „Ich fühle Kraft in mir, dich dem Rachen der Gefahr zu entreißen. Und wär' es unser Verhängniß, — dürfen wir nicht mit einander leben, — Josepha, süß ist's mit einander zu sterben. Du, Engel, führst mich in die Ewigkeit. Aber sieh doch, da sendet uns der Himmel Rettung herbei. Steigt die Noth am höchsten, ist uns Gott am nächsten.“

Drei bis vier Fischerkähne ruderten um die Wette von einem der benachbarten Dörfer über den Rhein heran. Der Lärmen des Zammers verwandelte sich schnell in Freudengeschrei, Zehlen und Winken mit Händen, Hüten und Tüchern. Alles drängte ungestüm zur Treppe des Dampfbootes. Die Rachen füllten sich, fuhren ab zur Insel; kehrten zurück, und in kurzer Zeit befand sich der gesammte Schwarm der Reisenden auf festem Boden. Die Einen standen stumm in sich gesunken mit gefalteten Händen, wie betend; Andere umarmten sich weinend; Andere liefen wild und tobend auf und ab; Andere hüpfen und sprangen in ausgelassener Freude.

„Attendez, Messieurs, Mesdames!“ rief der kleine Franzose, der am Boden beschäftigt saß, aus Weidenrinde eine Pfeife zu schnitzen: „Ne commencez pas la danse, je vous jouerai la flûte!“

Josephens Augen leuchteten in Entzücken und Thränen. „Ich möchte hier auf die Knie fallen und im Staube dem Allbarmher-

zigen Dank stammeln! Aber er sieht mein Inneres. Mein ganzer Geist ist Gebet!" sagte sie mit gebrochener Stimme und entkräfteter, und erschöpfter, als sie selbst auf dem Schiffe gewesen war. Gottfried trug ein Bündel Reis herbei, auf dem sie ruhen konnte.

Während sie sich unter ermunternden Gesprächen des Künstlers erholte, der sich mit Robinson auf der wüsten Insel verglich, und seine Lage glücklicher pries, als jenes Gescheiterten, arbeitete man auf dem Dampfboote eifrig, das beschädigte Rad, so gut es die Umstände erlaubten, wieder brauchbar herzustellen. Es gelang nothdürftig. Nach einigen Stunden konnten sich die Insulaner wieder einschiffen; und langsam und behutsam ging die Fahrt gen Straßburg und Kehl. Unser Pärchen aber erreichte von da wohlbehalten Karlsruhe.

9. D e r R i n g.

Hier könnte die kleine Erzählung füglich geendet, und allenfalls noch, wie eine äsopische Fabel, mit der Nutzenanwendung geschlossen werden: daß Vorbedeutungen, diese Gespenster und Gespinnste kindischer Einbildung und kränklichen Verstandes, eigentlich Nachbedeutungen heißen sollten. Denn wenn nichts erfolgt, worauf sie sich beziehen lassen, läßt man sie unbeachtet und vergessen.

So wurden auch in der Familie Jansen, sogar von Josephen und dem ehrenwerthen Professor, die Weissagungen der Halmenkränze und des verlorenen Ringes endlich vergessen, weil nichts weniger, als das geschah, was man furchtsam davon erwartet hatte. Gottfried und seine Gattin lebten Jahre lang, und leben noch heut, in der glücklichsten Ehe. Sie sind von Kindern umspielt, schön und selig, wie Amoretten. Ihr häusliches Glück

zu wahren, verließen sie Karlsruhe später; und der Künstler schlug seine Werkstätte in der eigenen Vaterstadt auf, um in engerm, täglichem Verkehr mit allen Lieblingen seines Herzens, mit Aeltern und Brüdern zu wohnen.

Allein die bisherige Erzählung ist keine äsopische Fabel, einer guten Lehre wegen gegeben; auch kein Märchen, keine Novelle zur Unterhaltung gedichtet. Sie wäre dafür zu einfach; ohne Verwickelung, ohne Neugier anregendes Interesse auf Entwicklung. Man sieht's ihr an, sie ist wahre, wirkliche Geschichte aus einem Familienleben. Sie würde zu unbedeutend sein, mitgetheilt zu werden, wäre das bisher Gesagte nicht bloß Einleitung zum nun folgenden Schluß, zur Hauptsache des Ganzen gewesen; zur Erzählung einer Thatsache, die, wie unglaublich oder romanhaft sie scheinen mag, dennoch Thatsache bleibt. Selbst der etwas zweifelhafte Bergdirektor konnte sie nicht hinwegläugnen. Er nannte sie nur eines der tausend unauflöselichen Räthsel in der Erfahrung: Seelenkunde.

Doch zur Sache:

An einem nebelichten Wintermorgen, es war der zwanzigste Novembertag des Jahres 1844, näherte sich dem einsamen Wohnhause des alten Herrn Jansen ein Unbekannter. Es war ein älterer Mann, schlicht gekleidet, in einen graubraunen Ueberrock gehüllt, mit schleppendem, gelähmtem Gange. Er trat in den Garten, irrte zwischen den Beeten hin, die Thür des Gebäudes suchend, zu welchem ihm die halbentlaubten Gebüsch umher den Zugang verbargen. Mißmuthig schlich er längs der Außenseite des Landhauses hin, und um dasselbe herum, bis er im geräumigen Hofe dahinter die Thüre fand. Er trat ein.

In der Küche, denn schon nahte der Mittag, ordnete die vielgeschäftige Hausmutter, nach ihrer Gewohnheit, was zur Mahlzeit des Tags erforderlich war. Sie hörte am Herde die Schritte

des Fremden und ging ihm fragend entgegen. Es war ein Bürger der Stadt, ein biederer Handwerksmann.

Mit freundlichem Gruß, doch etwas verlegen, nahte er sich und sprach: „Ich erscheine hier in ganz besonderer Angelegenheit. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, ob Sie, oder sonst Jemand Ihres Hauses etwas Werthvolles verloren hat? Ich meine einen goldenen Fingerring.“

Madame Jansen, umhersinnend, gab mit Kopfschütteln verneinende Antwort; so ganz vergessen war Gottfrieds ehemaliger Verlust. Plötzlich erinnerte sie sich desselben; und mit einer Miene, die zum Theil Hoffnung, zum Theil Nichtglauben, äußerte, sagte sie: „Es könnte möglich sein! Einer meiner Söhne hatte einmal den seinigen verloren, ganz in der Nähe unsers Hauses. Doch ist's schon vor langer Zeit. Fünf volle Jahre sind's seitdem.“

„Könnten Sie mir den Verlorenen näher bezeichnen?“ fragte der graue Mann weiter.

„So viel ich mich dessen noch erinnere,“ antwortete Mutter Jansen: „war er einfach glatt, aber von ziemlicher Schwere und Stärke.“

„Wissen Sie mir nicht noch ein besonderes Kennzeichen von ihm zu geben?“ fuhr der Fremde in seinem Verhör fort.

„Ja wohl, ich besinne mich eben!“ erwiderte sie: „Im Innern des Ringes standen zwei Buchstaben eingegraben: die Anfangsbuchstaben des Namens Josepha Belito, also J. V.“

„Richtig. So ist's der Ihrige; ich dacht' es wohl!“ rief, mit sich selber zufrieden, der ehrliche Handwerksmann; zog den goldenen Trauring aus der Tasche und überreichte ihn mit den Worten: „Jedem das Seine! sagt das Sprichwort. Sie werden ihn wohl erkennen.“

In angenehmer Bestürzung betrachtete sie das schwer vermißte Kleinod lange Zeit auf allen Seiten, von innen und außen. „Er

ist's wirklich!" rief sie froh aus: „Er ist's! Das wird Ueerraschung, das wird Freude geben! Tausend, tausend Dank! Aber wo und wie ist man zu dem glücklichen Fund gelangt? Und wer? Und wie kam man auf den Gedanken an uns? Ich kann es nicht begreifen. Treten Sie mit mir ins Zimmer. Sie müssen mir ausführlicher erzählen.“

Er gehorchte und hier gab der wackere Mann die verlangten Aufschlüsse in folgender schlichten Erzählung: „Bei mir arbeitet zuweilen im Taglohn ein junges Bauernmädchen. Ei, Sie kennen es wohl; es tagelöhnet auch bei Ihnen und säubert die Gartenwege vom Unkraut; es ist die Elisabeth! Wohlan, diesen Morgen kam sie zu mir, wie gewöhnlich. Statt jedoch an die Arbeit zu gehen, nahm sie mich beiseite; zeigte mir den Ring, und bat mich, ihn an einen Goldschmied in der Stadt zu verhandeln. Er gehöre ihrer Mutter.“

„Ist's möglich!" rief Madame Jansen: „Ein so junges Geschöpf und schon eine so zungenfertige Lügnerin?"

„Ich besah mir die verdächtige Waare und schöpfte gerechten Argwohn, ließ aber nichts davon bemerken; sondern sagte: Wie ist deine Mutter, oder wie bist du dazu gekommen? Sprich reine Wahrheit; wo nicht, so verkauf' ich dir ihn nicht, und muß glauben, du habest ihn dir auf ungerechte Weise irgendwo zugeeignet. Aber eine Diebin bist du nicht. Du hast den Ring vermuthlich nur gefunden. — Das Mädchen stand lange Zeit betroffen da. Ich las deutlich aus seinem Gesicht, ich habe die Geschichte glücklich errathen. Auf mein Zureden gestand mir Elisabeth endlich: sie habe, aber schon vor vielen Jahren, zufällig beim Grasrupfen im Garten des Herrn Bergdirektors den Ring, im Rosenhage hangend, erblickt; ihn zu sich genommen, und, zurückgekommen in ihr Dorf, ihn der Mutter gewiesen. Diese hätte ihn aufbewahrt, und gesagt: das muß sich einmal für dich in einen schönen

Rock verwandeln. Auch hätte sie den Ring später einem schwärmenden Juden verkaufen wollen; der habe aber nur drei Gulden dafür geboten. — Gegenwärtig sei ihr aber wirklich ein neuer Rock dringend nöthig; die Mutter habe kein Geld, und so habe sie gedacht, mir den Ring zu bringen, weil ich den Werth desselben und den Handel besser verstehe. Ich entließ einstweilen das gewissenlose Mädchen; statt jedoch zum Goldschmied, hab' ich mich hierher begeben, Nachfrage zu halten, und bin herzensfroh, es gethan zu haben.“

Und nach Vollendung seines Berichts entfernte sich der rechtschaffene Bürger wieder, begleitet von lauten Dankbezeugungen der Mutter Jansen. Und laut verkündete diese das Ereigniß im ganzen Hause. Der Bergdirektor schien anfangs zwar, gleich den Andern, Vergnügen bei der Botschaft vom wiedergekehrten Fingerschmuck zu empfinden, in der That aber war er mehr von Unwillen gegen die unredliche Funderin, und noch heftiger gegen deren schändliche Mutter aufgeregt, die der eigenen Tochter die bische Hehlerei gebilligt und unterstützt hatte.

„Das Vergehen darf nicht ohne obrigkeitliche Ahndung bleiben!“ sprach er: „Straflosigkeit ist die Pflegmutter der Verbrechen. Das Oberamt soll Meldung empfangen; die junge Sünderin aber, von der Arbeit verstoßen, nie wieder die Schwelle unsers Hauses berühren. Du aber,“ fügte er heiterer hinzu, indem er sich zu seinem jüngsten Sohne, einem nun achtzehnjährigen Jüngling, wandte: „Du Pierot, wirf Livius und Horaz auf die Seite; eil' in die Stadt, bringe Josephen ihr oder Gottfrieds Eigenthum, und sag' ihr, das Vorzeichen bei der Verlobung hätte gelogen; es schäme sich, und käme deswegen reuig zurück. Ihre Ungeduld aber gehörig zu quälen, wickle den Ring in so viel Papierschnitzel, daß sie wenigstens eine Viertelstunde zu schaffen hat, bevor sie sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Wunders überzeugen.“

10. Eine neue Vision.

Schon voraus sich an dem Erstaunen Josephens ergötzend, eilte der Abgesandte mit dem wohlgekleideten Kleinod zur Stadt, und durch die Straßen derselben zur Wohnung des Bruders. Er trat fast odemlos ins Zimmer. Der Künstler saß mit seiner Gattin beim einfachen Mittagsmahl, während ihr Kind unweit davon im zierlichen Bettchen schlief.

„Woher zu so ungewohnter Stunde?“ rief ihm Gottfried entgegen.

„Um euch Beiden eine gute Lehre über den Werth aller Vorbedeutungen und Weissagungen zu geben!“ antwortete mit schlaudem Lächeln der Gefragte, und zog sein geheimnißvolles Päckchen hervor. „Seht hier, — es kam ein Mann, — hier hab' ich — —“

„Still! o still!“ rief plötzlich die junge Frau, und fuhr von ihrem Sitz auf, und Todtenblässe überzog ihr Gesicht: „Schweig still, lieber Pierot! Ich weiß Alles. Du bringst mir den verlorenen Trauring!“

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an dem überraschten Boten, der ganz verblüfft die Schwägerin anstarrte. Auch sein Bruder stand verwundert vom Sitz auf, und fragte: „Was gibt's? Was treibt ihr für seltsames Spiel?“

„Ach!“ seufzte Josepha tief auf, und Freude röthete wieder ihre Wangen: „Mir ist ja Alles bekannt! Vor einigen Tagen schon träumte mir, — ich erzählte am Morgen, als ich das Bett verließ, unserer Barbara den Traum — da kommt sie selber! Barbara, mein Traum ist Wahrheit geworden!“

Ein junges Dienstmädchen war ins Zimmer getreten und betrachtete nun verlegen die entzückte Gebieterin.

„Was denn hast du geträumt, Kind?“ fragte Gottfried mit ungeduldiger Neugier.

„O, es war mehr als Traum!“ rief Josepha: „Glaubt es, oder nicht; aber hier ist meine Zeugin. Höre doch nur! Unser lieber Engel dort in der Wiege kam spielend zu mir, so träumt' ich. Er hob das Händchen empor. Zwischen den Fingern hielt er meinen verlorenen Hochzeitring, und sagte: „Mama, sieh, wie Schönes!“ — Ich sprang dann mit dem Ringe vergnügt ans Fenster, ihn deutlicher zu sehen und die Buchstaben darin zu suchen und gewiß zu werden, ob es der meinige sei. Da erblickt' ich durch den Ring, wie in einem Spiegel, statt der Häuserreihe jenseits unserer Straße, weit außerhalb der Stadt ganz deutlich Garten und Landhaus unserer lieben Aeltern. Darauf erschien ein betagter, aber glaub' ich, etwas lahmer Mann, in einem grauen Rock, der langsam unter den Fenstern längs der Mauer des Hauses vorüberging. Ein Fremder mußte es sein, der den Eingang zum Hofe verfehlt hatte. Aber ich wußte, er trage verborgen mein Eigenthum bei sich. Danach sah ich ihn ebenso wieder unter den Fenstern zurückkehren. Darüber erwacht' ich. Alles schwebt mir noch lebhaft vor Augen. Du kamst, Barbara, und ich erzählte dir. Her den Ring, lieber Pierot. Gesteh' es, du hast keine andere Botschaft.“

„Nein,“ antwortete der Jüngling, indem er, noch vom Erstaunen nicht genesen, das anvertraute Gut überreichte: „Mir wird zu Muth, als lebt' ich selber jetzt im Traume.“

Während Josepha mit hastigen Fingern Papier um Papier von dem wiedergewonnenen Schatz riß, erzählte Pierot vom Mann im grauen Kleide, der aus der Stadt zur Mutter gekommen sei, und der Tagelöhnerin, die den Fund fünf Jahre lang verheimlichte. Dann, nachdem Alles zum Ueberfluß besprochen war, machte er sich behend auf, seinen Aeltern die seltsame Vision zu berichten, welche ihm alle Entwürfe vereitelt hatte, das junge Ehepaar zu überraschen. Man hörte ihn mit fast komischem Befremden an.

„Aber nein!“ rief Madame Jansen: „Was sprichst du da? Besinne dich. Das klingt wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. — Und doch, Josepha ist immerdar aufrichtig und jeder Lüge unfähig gewesen. Wie sollte das gute Kind nur auf den Einfall gerathen, Unwahrheit zu sagen; oder weshalb? Warum schweigst du, Papa? Was meinst du dazu?“

Der Bergdirektor hatte die Wundergeschichte anfangs nicht ohne einige Betroffenheit angehört; bald aber spielte ein ironisches Lächeln in seinen Mienen. „Wahrhaftig!“ sagte er: „Moutarde après dîner! Josephens Traumgott ist wahrlich ein dummer Teufel. Da kommt er hinten nach, und verkündet gar altflug, was man schon weiß; zeigt den Mann an, der den Ring gebracht hat; statt zur rechten Zeit die Spitzbubin zu verrathen, die ihn entwendete. Demungeachtet, ich geb' euch mein Ehrentwort, wenn Josephens Traum seine Richtigkeit hat, will ich künftig gewiß auch an Josephs Traum in Aegypten glauben, dazu an die sieben magern und fetten Kühe, ja ich will alle Josephs und Josepha's in der Welt für prophetische Träumer halten. Indessen laßt uns die Sache näher am Licht schauen!“

Und nun nahm er seinen Pierot über gesammte Einzelheiten in strenges Verhör; über jedes Wort, was derselbe, vor Josephens Erzählung, ihr etwa geäußert habe, woraus sie hätte Vermuthungen folgern und diese, sich selbst täuschend, dann mit ihrer Träumerei hätte verknüpfen können. Nicht damit zufrieden, mußte der Ausgefragte ohne Zeitverlust sich abermals in die Stadt begeben, und im Hause des Künstlers die Rolle des schlauen Kundschasters übernehmen, um die unbedeutendsten Nebendinge zu erfahren; zum Beispiel: ob der graue Mann groß oder klein gewesen? ob er, beim Ankommen und Zurückkehren, nach der Ost- oder Westseite des Gartens und Hauses den Weg genommen? und mehr dergleichen.

Als aber nach vollzogenem Auftrage das Ergebniß war, daß selbst in Kleinigkeiten das Traumgesicht in vollkommener Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit stand; als Gottfried und sein Weibchen bald selber bei ihren Aeltern zum Besuch erschienen, und das oft Gesagte und Gehörte wieder gesagt und gehört ward, rief der alte Herr, indem er lächelnd den Kopf schüttelte: „Was muß man erleben, wenn man lange lebt! So glaub' ich denn fortan auch steif und fest an Joseph in Aegypten. Aber,“ fuhr er fort und betrachtete, indem er mit verstelltem Grausen einen Schritt zurücktrat, den Künstler, der sein junges Weib im Arme hielt: „Mir wird angst und bange. Ihr Beide seid ein mysteriöses, verzaubertes Paar, das im Schläfe mehr schaut und weiß, als der flügste Mensch mit offenen Augen. So du, Gottfried, in deinem Fiebertraum zu München; so nun Josepha, die mit ihrem magischen Ring, statt der Brille, durch alle Häuser, Straßen und Mauern der Stadt gewahrt, was bei uns hier draußen geschieht. Und was wird mit der Zeit endlich aus euerm Kinde, dem Erben eurer Schergaben werden müssen? Ohne Zweifel ein Prophet, wie die Zeiten des alten und neuen Testaments keinen größern kennen.“

„Nein, Väterchen, jeden Scherz hier bei Seite!“ unterbrach ihn seine Gemahlin etwas unzufrieden: „Zeig uns offen deine Gedanken über so wundersame Erscheinungen.“

„Kind,“ antwortete er, mit leisem Seufzer himmelwärts blickend; „Gott ist der Allweise; der Weiseste auf Erden ein unwissendes Kind. Aus gesammten Versuchen, die Räthsel des Weltalls und unsers eigenen Daseins, Wirkens, Wachens und Träumens zu lösen, ernten wir nur wieder neue Räthsel. Wer kennt die Seele des Zugvogels, der im Herbst seinen Weg, ohne Kompaß und Landkarte, nach Afrika weiß, und im Frühling eben so sein europäisches Nest bei uns wieder zu finden versteht? Auch unserer menschlichen Seele scheint etwas inne zu wohnen, wodurch

sich zuweilen, was Zeit heißt, in Ewiges auflöst, und Vergangenheit und Zukunft in Gegenwart zusammenrinnen. Ich denke fast, der alte Shakspeare hat recht: Es gibt der Dinge viel zwischen Himmel und Erden, wovon sich unsere Herren Philosophen nichts träumen lassen. — Aber, uns Himmels willen, sagt unserm gelehrten Professor Grübelich keine Silbe vom heutigen Vorfall! Er würde grübeln und, zu meinem größten Verdruß, noch voll- und tollgläubiger werden, als er schon ist.“